

Sein oder Nichtsein

Impressionen aus Kuba

Die regennassen Straßen glänzen in der Morgensonne. Durch das Grün der Palmen und Kakteen schimmern Marmorstufen und Säulen, weiße oder farbige Fassaden. Havanna hat viele Villen und Paläste, es war einst eine Stadt der Reichen.

Das Meeresufer ist felsig. Die Stellen, wo der weiße Sand zum Baden einlädt, waren früher Privatbesitz, für die Armen gab es keinen Badestrand auf der Insel.

In der Altstadt hat man angefangen, das chinesische Viertel zu renovieren, desgleichen ein Haus, in dem einst Alexander von Humboldt gewohnt hat. Doch ob man damit weiterkommt? Viele Häuser, die in der feuchten Luft besonders schnell verfallen, müßten hier zumindest neu verputzt werden. Doch das Material dazu kam aus Europa.

Die Busse, die mit fürchterlichem Lärm fahren, sind überfüllt. Wie lange werden sie noch einsatzfähig sein? Die Ersatzteile dazu kamen aus den sozialistischen Ländern.

Ich wohnte in einer bescheidenen Pension im Zentrum. Das Telefon funktioniert nicht mehr. Selbst in der Hotelhalle des „Habana Libre“ waren gewöhnlich nur ein oder zwei Telefone gebrauchsfähig. In den Läden



Altstadt von Havanna

gibt es mehr Kunden als Waren, und was die Geschäfte für dollarzahlende Kunden angeht, so identifizierte ich mich viel zu sehr mit den Kubanern, um sie nicht als demütigend zu empfinden. Lange grübelte ich darüber nach, wie man sie vermeiden könnte, doch ich fand keinen Ausweg. Das Land braucht Devisen und muß den Tourismus steigern.

Schokolade, zum Beispiel, gibt es in den üblichen Läden kaum zu kaufen. Die Kakao-Ernte muß fast ausschließlich exportiert werden, zumal diese Bäume nur in einer bestimmten Gegend der Insel wachsen. In den übrigen Ländern Lateinamerikas liegen die Schaufenster in den großen Städten ohne Zweifel voller Süßigkeiten; doch ein Drittel der Stadt- und zwei Drittel der Landbevölkerung dieser Länder hungern, und den Menschen fehlt weit mehr als nur die Schokolade.

In Kuba ist alles rationiert, doch es reicht, um satt zu werden. Selbst die vielen Hunde, die in der Stadt herumlaufen, bekommen ihre Zuteilung. „Dieses Land ist unsere Hoffnung“, sagte ein Brasilianer. „Selbst wenn es verschwinden sollte, so ist es doch wenigstens einmal dagewesen...“

Im Innenhof eines Museums gibt es an jedem Abend ein buntes Programm: Lieder und Tänze werden von bekannten Künstlern präsentiert; ein paar bezaubernde junge Damen führen jeweils die neueste Mode vor. Die Sängerinnen verstehen es, zwischen ihren Darbietungen höchst unbefangenen mit dem Publikum zu plaudern – eine Kunst, die hierzulande kaum beherrscht wird.

Beim Besuch im Museum selbst hatte



Havanna

sich mir eine Begleiterin zugesellt, die, nachdem ich mich mit einer Frage an sie gewandt hatte, mir alle nötigen Erklärungen zu den Kunstgegenständen gab. Beim Abschied sagte sie, daß sie hier Ordnungsdienst mache, doch bei Führungen immer aufmerksam zugehört habe.

Fidel Castro, der diesem Volk zu einem System verhalf, das nicht nur einem jeden Bürger die Kultur zugänglich macht, sondern auch soziale Sicherheit bietet (worum ich die Kubaner zur Zeit beneide), wird heute im Ausland mehr denn je kritisiert. Vorher gab es 30 Prozent Analphabeten, jeder sechste Kubaner war arbeitslos, die psychisch Kranken lebten in einem Vernichtungslager, und von 1000 Kindern starben 50 bis 60. Wurden Castros Vorgänger wohl deshalb auch kritisiert? Oder wurde das für Lateinamerika als normal betrachtet? Heute ist der Gesundheitsdienst vorbildlich und die Kindersterblichkeit niedriger als in den USA.

Gewiß sieht man auf den Dörfern neben Schule und Poliklinik hin und wieder sehr bescheiden gebaute

Häuschen. Doch verglichen mit den Hütten der Slums im übrigen Amerika, sind sie gut eingerichtet. Ich konnte mehrmals einen flüchtigen Blick ins Innere werfen, bis mich ein Mann, der vor der Tür seines Hauses stand, zum Näherreten einlud.

Ich war überrascht, eine komplett ausgestattete Küche vorzufinden, eine Stube mit Nähmaschine, die er selbst benutzte, ein paar für Kuba typische Schaukelstühle und einen Farbfernseher, wie er dort in jedem Haushalt steht. Als „Extra“ wurde mir noch ein dressiertes Hündchen vorgeführt. „Ich bin der Nachtwächter“, erklärte der Mann. Und er stellte sich mir gern als Foto-Objekt zur Verfügung.

Was das Reisen in die Ferne angeht, so hatten die Kubaner – zum Unterschied von uns, die wir mindestens sechs fremde Länder kennenlernen konnten – wenig Möglichkeiten, da sie weit ab von den Staaten wohnen, zu deren Währungssystem der kubanische Peso einst gehörte. Nun aber freue ich mich, kubanische Freunde einladen zu können. Viele haben schon ein Visum für die USA erhalten. Leider läßt man dort vorläufig nur die einreisen, die mit einem Boot kommen... Über den Feldern der Insel kreisen ständig Geier, als verkörperten sie Symbole. Und die Gefahr, in der, das Land schwebt, hat Christen und Marxisten zu Verbündeten gemacht. „Wieder von den USA abzuhängen hieße, die eigene Identität aufzugeben und sich zu demütigen“, erklärte ein Mitglied des Ökumenischen Rates. „Und käme es zum Kampf, würde von uns nichts übrigbleiben.“

Die Regierung ihrerseits hat erkannt, daß die Feindseligkeiten, die in den 60er Jahren von einzelnen Vertretern der Kirche ausgingen, längst vergessen sind. Den Christen ist Marx kein Dorn mehr im Auge. „Mag schon sein, daß die Religion zu seiner Zeit als eine Art Opium der Armen betrachtet werden konnte“, sagte ein Mitglied einer evangelischen Gemeinde. „Heute ist aber kein Christ mehr der Meinung, daß Armut gottgewollt ist.“

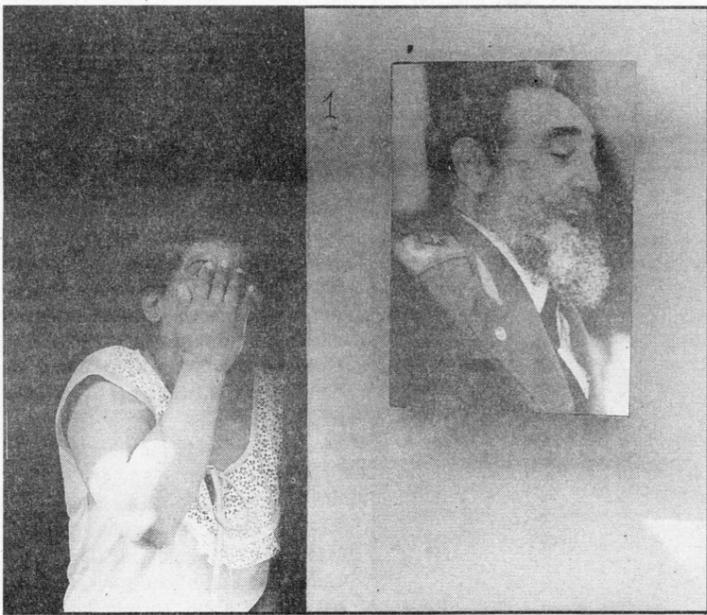


Foto: Elke Krüger



Vor einer Bäckerei in Santiago de Cuba

Foto: Rainer Raeder